

Fernsehen und Chorgesang

Autor(en): **Miller, Franz R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Eidgenössische Sängszeitung = Revue de la Société fédérale de chant**

Band (Jahr): **35 (1971)**

Heft 4

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1043796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fernsehen und Chorgesang

Das generelle Thema «Musik im Fernsehen» wird in Breite und Tiefe theoretisch ausgiebig behandelt. Das ist notwendig; schließlich reicht das Angebot von der puren Ästhetik eines Corellischen Concerto grosso bis zur intellektualistischen Satire in «Nolimetangere» von Hans Otte – ein geradezu stratosphärisch anmutender Spielraum, in dessen Weite sich Chor- und Volksmusik zu verlieren scheinen. Die hohen Feste des Jahres und gelegentliche unscheinbare Anlässe des Alltags weisen dann jedoch auch einmal dem Chorsingen Plätze an, in denen es sich widerzuspiegeln hat.

Also wurde der Vokal «A», ausgestoßen von einer Menge vielleicht nicht absolut telegener Menschen, ausgehalten über mehrere Takte, zum Trauma schönheitsbeflissener Regisseure. Chor ist überhaupt suspekt. Das hat nichts mit einer Aversion schlechthin zu tun; schließlich gehört auch in der Opernregie das Bewegen des Chores zu den großen Künsten, die nicht allüberall meisterlich beherrscht werden. Der Zwangsjacke des Raumes sucht man sich mit allerlei Mittelchen zu entledigen, der Chor wurde gegliedert, in Felder, Gruppen, geometrische Figuren; die naturgegebene Statuarik dadurch kaum gemildert.

In einsamere künstlerische Bereiche stieß hier eigentlich nur der Regisseur Truck Branns vor, der die Motivteile eines Bewegungsablaufes zu konzentrieren wußte, der die umgebende Landschaft nicht als oberflächlichen Background behandelte und den Chor soziologisch in seinem Heimatraum einzufangen wußte. Da die Musikinterpretation in der Regel hochwertig war, konnte das Unternehmen gelingen.

Konservative Regisseure mit persönlichem Zuschnitt ließen es im wesentlichen bei der üblichen Statuarik bewenden und suchten dieser positive Seiten abzugewinnen. Erfolgreich blieb hier zum Beispiel der Stuttgarter Rolf Unkel, der es verstand, bei der Gestaltung oratorischer Werke den Sakralraum so mitsingen zu lassen, daß der Blick auf ein Deckenfresko, ein Relief oder eine Gruppe von Putten nicht als pure Verlegenheit erschien.

Bei Mozarts «Requiem» ein Schwenk über Armengräber, das ist eindeutig und bedarf keiner Diskussion.

Eine optimale Lösung in der optischen Kontrapunktierung eines Bach-Chorales zu finden ist bisher zweifellos nicht gelungen, und mit Recht verweisen die Kritiker auf den Hörfunk als den eigentlichen Mittler der Musik.

Der Chor in seinen vielfältigen Formen als selbständige Gattung blieb bislang nahezu unberücksichtigt. Das hat vielerlei Gründe, die nicht immer im Künstlerischen zu suchen sein müssen. Es fehlt beispielsweise an Experten auf beiden Seiten, es fehlen vor allem Regisseure, die nicht von vorneherein mit dem metierüblichen absolutistischen Anspruch ihren Sessel einnehmen wollen. Es gibt eine gewisse redaktionelle Vorsicht, unter Umständen zu «volksnah» zu sein, da eine populäre Ader zu zeigen, wo eher Zurückhaltung am Platze wäre, es fehlen die Nuancen im Unterscheidungsvermögen zwischen Chor und Gesangsverein, und es gibt enthemmte Chorleiter, die allzu willig die mühsam gehaltene «Kultur» einer Schaustellung opfern.

Auf der anderen Seite gibt es zu viele Vorurteile gegenüber gelockerten

Formen, wie der Show oder dem Magazin, und man tut so, als ob jeder der Tausende von Sängerinnen und Sängern allwöchentlich nur mit heiligem Schauer zum Opferaltar der Musik schreiten würde.

Trotzdem ist Chorsingen als Biergaudium gefährlich. Da hat das Zweite Deutsche Fernsehen eine recht muntere Reihe «Skat und Musik». Sie wurde eine Zeitlang von Männerchören bestritten. Aber die Auswahl der Lieder war phantasielos und bieder, die Gruppierung in Weinlaube und Gasthaustische gar zu primitiv und der Vorzug der Liedertafelerei höchst penetrant. Weder der Regisseur noch die Chorleiter bewiesen ein Minimum an Einfühlungsvermögen. Heute singen wieder Beat-Gruppen und Schlagerstarlets.

Den Fernsehredaktionen werden viele Ratschläge erteilt. Allzu viele, auch aus berufenen Mündern, werden durch Infratest a priori eliminiert. Die publikumswirksamsten Sendungen von Chören waren von jener Art, die durchaus nicht im Einklang mit dem Kulturprogramm des Deutschen Sängerbundes steht. So bleiben viele Fragen offen.

Die künstlerisch verantwortungsvollen Kräfte in der Laienmusik sind stets gehalten, sozusagen Verbindlichkeitsmodelle zwischen Wollen und Vermögen zu entwickeln, die in sich stark genug sind, gegenüber dem immer und zu allen Zeiten anbrandenden Kitsch zu frontieren. Im Laufe von Jahrzehnten ist dieses Wirken nicht ganz erfolglos geblieben. Es müßte möglich sein, solche Modelle fernsehgerecht zu transponieren. Mozartsche Kanons, von einem phantasievollen Regisseur in ein bewegungsreiches Bild gebracht, mit einer trickreichen Kamera gekoppelt, das weite Feld der Chorkantaten, die ein Szenarium erfordern oder ersehnen, von Bresgens «Bettlerhochzeit» über die «Londoner Straßenrufe» von Gibbons bis zu «Trionfo» von Orff, das wäre ein beackernswertes, weites Feld, wobei nur zu bemerken wäre, daß eine sporadische Saat keine reiche Ernte einträgt. Die moderne, virtuose Chormusik von Distler bis de la Motte verträgt der Bildschirm, und die Aufnahmen beim DSB-Fest 1968 in Stuttgart haben sogar bewiesen, daß die Natürlichkeit des Volksliedes eine weitgehende Ausstrahlungskraft besitzen kann.

Im Programmschema der Anstalten fehlen jedoch Zeiten für solche Intermezzi *characteristici*. Der zusehende Mensch wird allzusehr mit Thema-Blöcken konfrontiert, er darf sich nicht entspannen, oder er wird als überhaupt ohne Triebfeder behandelt. Auf das «Gesundheitsmagazin» folgt der Krimi, dann die politische Diskussion, endlich der harte Western. Daß früher in der großen Oper, während der Pause des antiken Dramas, ein burleskes Spiel betrieben, daß mehr Zeit gegönnt wurde, um Atem zu holen, sollte man generell überdenken.

In der Berichterstattung über das Chor«wesen», nicht die Chormusik, wird gerne simplifiziert. Dörfliche Sängerfeste, Fahnenweihen, gesellige Formen und pathetische Ansprachen nicht immer berufener Leute werden als schlankweg symptomatisch für das Gesamte hingestellt und mit allzu grobem Stift gezeichnet. Der Durst wird nahezu als Erfindung der Sängerbünde manipuliert, obgleich eine Folge erfrischender Trinklieder von Banchieri, Lassus bis Hessenberg, Genzmer dem Thema die künstlerische Seite

abgewinnen und den Gestalter vor eine Fülle reizbarer Probleme stellen könnte. Der Barde, die Liedertafel, die lorbeerbekränzte Reminiszenzen werden allzu allgemeinverbindlich unterschoben, wenngleich hier auch nicht verschwiegen werden darf, daß manche Tat und vielerlei Rede im eigenen Haus nicht unbedeutenden Vorschub leisten.

Im Verlaufe des Deutschen Sängerbundfestes 1968 gab es in einer großen Zahl von Gesprächen mit Fachjournalisten, Redakteuren, Reportern und Regisseuren jedoch mancherlei objektives Interesse und auch Verständnis für Situationen und Orientierungen im deutschen Chorwesen. Öffentlichkeitsarbeit, gerade mit dem Fernsehen, darf nicht unter dem Aspekt sangesbrüderlicher Idealtendenzen gesehen werden. Eine kürzlich vom Zweiten Deutschen Fernsehen vorgenommene Statistik ergab einen erstaunlichen Anteil von Chören am Gesamtprogramm. Was zu verfeinern bliebe, wären der künstlerische Einbau und die geschmackliche Gestaltung. Der «Musikdramaturg» beim Fernsehen wird zu einer zu fordernden Notwendigkeit.

Franz R. Miller

Vorsitzender des Musikausschusses im Deutschen Sängerbund

Musik und Politik

«Ein politisch' Lied, ein garstig Lied!» schrieb der große Spötter Heine. Heute denken viele Menschen anders, sie wollen «engagierte» Kunst, also Kunst, die sich mit den lebendigsten Problemen der Zeit befaßt; also auch engagierte Musik. Doch wir wollen uns hier nicht mit dieser polemischen Frage befassen (wobei zuerst zu untersuchen wäre, inwieweit Musik überhaupt – ohne Text, versteht sich – «politische» Inhalte zu spiegeln imstande ist), sondern ein wenig in die Geschichte zurückgehen und von Zusammenhängen zwischen Musik und politischen Ereignissen erzählen.

In den Tagen Verdis sehnten sich Italiens Patrioten nach der Vereinigung der ganzen Halbinsel in einem nationalen Staat. Verdis engere Heimat, die Lombardei, und die Stadt, in der er seine ersten und auch später viele seiner größten Erfolge hatte, Mailand, gehörten damals zu Österreich. In seinen früheren Opernwerken gibt es – Zufall oder Absicht – Anspielungen auf besetzte Länder, unterdrückte Völker, nationale Sehnsucht. Und da Verdi ihnen besonders melodischen Ausdruck zu verleihen wußte, wurden diese Stellen aus «Nabucco» und «I Lombardi» bald zu Symbolen im Kampf um Befreiung und Einigung. Und Verdis Name ebenfalls, zumal die Patrioten entdeckt hatten, daß dessen fünf Buchstaben genau die Abkürzung einer ihrer Kampfparolen war: V(ittorio) E(mmanuele) R(e) D'I(talia). Später, als Italiens Einigung Tatsache geworden war und Viktor Emmanuel wirklich zu seinem ersten König gekrönt wurde, mußte der «Volksheld» Verdi Senator werden! Er war sein ganzes Leben lang allen Ehrungen und gar Stellungen heftig abgeneigt. Er konnte diese Ernennung nicht ablehnen; aber er machte niemals Gebrauch von ihr. Eine Rede hätte dieser schweigsamste aller Musiker ohnedies nicht halten können...

Etwa um die gleiche Zeit unternahm ein anderer, völlig unpolitischer